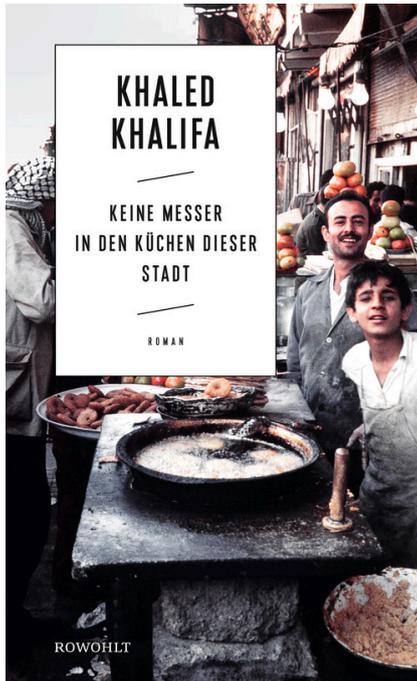


# Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-03582-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Khaled Khalifa

**Keine Messer in den  
Küchen dieser Stadt**

Roman

Aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel «Lā sakākīna fī matābih nādihi l-madīna» bei Dar El Ein, Kairo.

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Mai 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Lā sakākīna fī matābih nādihi l-madīna»

Copyright © 2013 by Khaled Khalifa

Satz aus der Foundry Wilson

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-498-03582-2

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)

# 1

## Die Lattichfelder

**Auf** dem Weg nach Hause machte ich mir klar, dass Mutter mit ihren noch nicht fünfundsiebzehn Jahren eigentlich doch recht früh gestorben war. Trotzdem war ich insgeheim froh darüber und fand, ihr Tod sei vielleicht sogar zehn Jahre zu spät gekommen. Sie hatte ja immer geklagt, sie kriege keine Luft. Einmal sei sie nach dem Mittagsschlaf aufgestanden und habe sich darangemacht, einen langen Brief an irgendjemanden zu schreiben, erzählte mir Onkel Nisâr. Sie hätten angenommen, es sei ein ehemaliger Geliebter oder eine alte Freundin, mit der sie sich über vergangene Zeiten austauschen wollte, Zeiten, die niemandem mehr etwas sagten.

Während ihrer letzten Jahre hatte sie sich fest in der Vergangenheit eingerichtet. Trotz der umfangreichen Begräbnisfeierlichkeiten, die sie gesehen, und der Staatstrauer, die sie erlebt hatte, weigerte sie sich zu glauben, dass der Präsident, wie jedes andere Lebewesen, gestorben war. Das Fernsehen hatte Bilder und alte Reden von ihm gesendet. Man hatte Hunderte von Personen eingeladen, die mit großer Hingabe seine Verdienste priesen und seine endlosen Ehrentitel aufzählten. Und während sie an die Tugenden des Vater-Führers erinnerten, füllten sich ihre Augen mit Tränen. War er doch Führer in Krieg und Frieden gewesen, der weise Mann der Araber, der beste Athlet, höchste Richter und begabteste Ingenieur. Es fiel ihnen schwer, darauf zu verzichten, ihn auch noch «Gott, den Höchsten» zu nennen.

«Macht und Gewalt sterben nie», erklärte Mutter. «Das Blut der Opfer lässt den Tyrannen nicht sterben. Es ist wie eine halboffene Tür, die immer weiter zugeht,

bis der Mörder erstickt.» Sie verlor sich auf der Suche nach angemessenen Formulierungen für ihre Lieblingsgeschichten aus der Vergangenheit, beschrieb begeistert die eleganten Kleider und das hoffnungsgetränkte Parfum ihrer Freundinnen. Sie zeigte Fotos von Demonstrantinnen, die wie ungepflückte Baumwollkapseln aussahen, strahlend weiß in der untergehenden Sonne. Unermüdlich pries sie die Vergangenheit und ließ sie aufleben. So rächte sie sich für ihr bescheidenes Leben. Sie beschrieb die Sonne von einst und den Geruch der Erde nach dem ersten Regen. Sie gab uns das Gefühl, dass sich tatsächlich alles verändert hatte und wir schlecht dran seien, weil wir nicht in jener schönen Zeit leben durften, als Lattich noch wirklich Lattich und Frauen noch Frauen waren.

Ihre hingekritzelten Notizen ließ Mutter tagelang auf dem Tisch liegen, und wir kümmerten uns nicht weiter darum. Staub legte sich auf die Buchstaben, die schon seit zwanzig Jahren mit einer speziellen chinesischen Tinte auf liniertes, nach Zimt duftendes Papier geschrieben wurden, das sie sich im Schreibwarengeschäft ihres Bruders Abdalmunim am Eingang zum Bab-al-Nasr-Sûk besorgte. Er hatte sich an ihre Besuche und ihre Fragerei gewöhnt und ließ sich nicht mehr auf Reminiscenzen über die gute alte «Straßenbahnzeit» mit ihr ein, wie die beiden ihre dornige Kindheit mit ihrer nicht ganz einfachen Beziehung nannten. Stattdessen reichte er ihr wortlos einen Packen weißer Blätter, schob ihr das Geld zurück und hörte nicht zu, wenn sie ihn bat, mehr Geduld mit ihr zu haben. Er zog sich in seine dunkle Ecke zurück und starrte auf ein verblichenes Familienfoto, von dem er sich nicht trennen konnte. In der Mitte stand lächelnd sein Sohn Jachja mit pomadig glänzendem Haar, seine Brüder Hassan und Hussain hatten ihre Arme um

ihn gelegt, eine starke und klare Geste der Solidarität unter den Söhnen der Familie.

Onkel Abdalmunim nahm auf dem Bild nur noch seinen Sohn Jachja wahr, den er zum letzten Mal tot im Leichenschauhaus der Universitätsklinik gesehen hatte, mit verbranntem Gesicht und ohne Finger, Spuren von Stromkabeln und eiternde Stichwunden am ganzen Körper. Ein kurzer Blick genügte, um ihn zu identifizieren. Danach schloss der Gerichtsmediziner mit geübtem Griff den Metallkasten und ließ sich auch nicht durch die inständigen Bitten des Vaters erweichen, das Gesicht seines Sohnes berühren zu dürfen. Ungerührt verlangte der Arzt von ihm, den Leichnam zu übernehmen und ihn ohne Kondolenzfeier zu bestatten, während sechs bewaffnete Fallschirmspringer in voller Kriegsmontur als Wachen auf den Gängen des Leichenschauhauses patrouillierten.

Noch vor dem Frühgebet war Onkel Abdalmunim in Begleitung seiner Söhne Hassan und Hussain in die Klinik gekommen; ein Freund, der mitgekommen war, wurde sofort des Hauses verwiesen. Sie nahmen den Toten, luden ihn in einen alten, zum Leichentransporter umgebauten Volkswagenbus, und setzten sich um den Sarg herum. Sie starrten sich an und weinten still vor sich hin.

Der Tod lag schwer über den unerträglich trostlosen Straßen von Aleppo. Am Friedhof wurden sie von den Soldaten aufgefordert, den Sarg hineinzutragen, damit der schon wartende Scheich das Totengebet sprechen könne. Onkel Abdalmunim nickte verstört und murmelte ein paar unverständliche Worte. Der Scheich verrichtete in aller Eile das Gebet, hinter ihm standen meine beiden Cousins, die ihren Blick nicht von dem Sarg lösten, aus dem die Soldaten einen Fleischklumpen zogen, der in ein schmutziges Leichentuch gehüllt war. Sie erlaubten ihnen nicht, in die erloschenen Augen zu blicken

oder den Toten ein letztes Mal in die Arme zu schließen, wie es Familienmitglieder zu tun pflegen. Die Tränen erstarrten in ihren Augen. Sie schauten nur zu ihrem Vater hin, der noch immer still weinte und Worte murmelte, die niemand verstand oder auch nur zu verstehen versuchte.

Wenn meine Mutter aus ihren langen Absenzen erwachte, setzte sie sich an den wackligen Esstisch neben Onkel Nisâr, der leise vor sich hin summte wie eine taube Fliege. Sie las ihm ein paar Zeilen des Briefes vor, den sie an einen von ihr «lieber Freund» genannten Mann gerichtet hatte. «Alles ist zu Ende. Ich erwarte nicht, dass du dein Versprechen, mit mir auf dem Deck eines Ozeanriesen Tango zu tanzen, noch einlösen wirst.» Sie hatte die verklausulierten Formulierungen ihrer früheren Briefe aufgegeben und sagte klar und deutlich, man könne Männern, die wie Ratten stänken, nicht trauen. Ohne jegliche Furcht vor der Postzensur stellte sie in einer letzten mutigen Aufwallung fest, dass ihr alles egal sei. Anerkennung bedeutete ihr nichts mehr, und sie dachte auch nicht mehr daran, dass sie eine Frau sei, die gefehlt hatte. Vielmehr dachte sie, dass sie mit festem Schritt auf den Tod zugehen müsse, würdig ihrer großen Träume, die schon vor ihr gestorben waren. Sie hatte nichts mehr von ihrer Niederlage zu verbergen.

In den letzten Monaten vor Mutters Tod saß Onkel Nisâr abends immer auf einem alten Holzstuhl und lauschte dem Gerede seiner Schwester, wenn sie mal wieder aus ihrer Absenz erwachte und ihm im Brustton der Überzeugung von ihren Halluzinationen erzählte, als habe sie, sie allein, einen Film gesehen, der für andere unsichtbar blieb. Sie sprach ganz nüchtern von den Gespenstern, die meinen Bruder Raschîd verfolgten, und fragte, wie es um das Land stehe. Bevor sie wieder in ihrem Schweigen versank, redete sie mit überraschender

Kraft, in klaren Sätzen und ohne zu stocken, stundenlang über Gemüsepreise oder über ihre Erinnerungen an die Nächte mit meinem Vater in dem alten Steinhaus unweit des Bahnhofs von Maidân Akbas. Sie lachte wie jede andere Frau, wenn sie sich seufzend daran erinnerte, wie sie Elena Kaffee serviert und ihr beigebracht hatte, wie man Aprikosenmarmelade macht.

Wer sie nicht kannte, hätte ihr Zusammensitzen für völlig natürlich halten können. Ein Bruder und eine Schwester, die beschlossen hatten, ihr Alter gemeinsam zu verbringen, Sonnenblumenkerne knabbernd, plaudernd und mit der Familienvergangenheit abrechnend, die sie nie losgelassen hatte. Beide fühlten sich gedrängt, alte Bekannte und Verwandte durchzugehen, und wenn sie entdeckten, dass sie alle entweder schon tot oder weggezogen waren, verstummten sie und dachten daran, dass diese Vergangenheit, so schön sie auch gewesen sein mochte, ihnen nichts als Unglück gebracht hatte.

In ihren letzten Tagen war Raschîd verschollen. Seine Abwesenheit war für sie unerträglich. Sie erzählte uns, geistig klar oder umnachtet, er sei nicht tot, er werde zurückkehren. Ich schwieg, außerstande, irgendwelche Geschichten über die Abwesenheit meines Bruders zu erfinden. Mutter lebte auch so schon hinlänglich in Illusionen. Man musste ihre Gefühle nicht noch mit einer weiteren Phantasiegeschichte verletzen. Mich machte es traurig, dass Raschîd sich nicht von unserer toten Mutter hatte verabschieden können, dass er nicht über den Verlust unserer Träume weinen konnte. Ich wünschte mir, er wäre hier gewesen, um gemeinsam mit mir an der Tür zum Kondolenzsaal zu stehen, den Onkel Nisâr gemietet hatte, um uns die Peinlichkeit zu ersparen, die Leute unser Domizil sehen zu lassen, das jedem, der

auch nur einen Blick darauf warf, deutlich machte, wie weit es mit den Familienträumen gekommen war.

Onkel Nisâr bat mich, nach meiner Schwester Sausan Ausschau zu halten und sie heranzuschaffen. Er konnte seine Tränen nicht zurückhalten, aber seine Stimme war fest - so fest wie Mutters Stimme, als sie uns erzählte, Vater habe uns mit einer dreißig Jahre älteren Amerikanerin namens Elena verlassen und sei nach New York gegangen. Einfach so. Er sei nicht gestorben, es gebe aber keinen Grund, ihn zurückzuerwarten. Sie breitete ein Stück englisches Tuch vor uns aus, außerdem drei ausgestopfte Adler und eine Anzahl gestreifte Hemden, abgetragene Hosen und Abzeichen und spezielle Kopfbedeckungen aus seiner Zeit als Eisenbahnangestellter. «Ihr könnt euch sein Erbe teilen», sagte sie gleichgültig, aber als sie die Tür hinter sich zuschlug, hörten wir sie schluchzen, und es roch nach einer schrecklichen Katastrophe.

Ich nahm mir die Zeit, Mutters Fotoalbum durchzublättern. Es war ledergebunden und hatte seine Farbe und seine Weichheit nicht verloren. Es hatte eine gewisse Weihe erlangt - als einziges Stück in unserer Wohnung, das noch ansehnlich war. Ich betrachtete die Bilder unserer Schwester Suâd, deren bleiches Gesicht wir uns ebenso wenig erklären konnten wie ihr nächtliches Geschrei, das klang wie das Heulen eines einsamen Schakals in den Bergen.

Suâds nicht enden wollendes Delirieren während der Wochen unmittelbar vor ihrem Tod zwang uns, über unser Schicksal nachzudenken. Das Familienbild an der Wohnzimmerwand war zum Albtraum geworden, den wir zu verdrängen versuchten, zu einer fast obszönen Lüge: ein Vater, der uns mit einer alten Trümmergräberin verließ, nachdem ihr meine Mutter noch die Herstellung von Aprikosenmarmelade beigebracht hatte, und

eine erbarmungswürdige Schwester, von der wir nicht wussten, was mit ihr los war und warum sie mit weit aufgerissenem Mund nach Luft rang. Wir mochten sie, aber Mutter hielt sie für eine persönliche Schande, die man vor den Augen aller verstecken musste.

Ich war damals gerade zehn Jahre alt und wusste nichts von Tod und nichts von Schande. Saussan fasste Suâd an den Schultern und schüttelte sie, wie immer, wenn sie stritten, aber Suâd bewegte sich nicht. Mutter wartete bis zum frühen Morgen. Dann trug sie sie, in eine alte Decke gewickelt, auf den Friedhof, begleitet von ihrer Freundin Narimân und Onkel Nisâr. Uns erzählte sie am Abend, Suâd werde nie mehr zurückkommen. Tod bedeute, dass jemand wegging und auf immer wegblieb, erklärte sie uns kurz und bündig. Darüber, wie man sich fühlt, wenn man seine Schande mit eigener Hand begräbt, sagte sie nichts.

Wir glaubten nicht, dass die süße Suâd endgültig verschwunden war. Wir müssten sie suchen, drängte ich Saussan, vielleicht verstecke sie sich ja wie früher irgendwo in den Lattichfeldern oder am Bahngleis in der Nähe, wo sie aus Nägeln Schwerter fertigte, mit denen sie vor nicht vorhandenen Fahrgästen herumfuchtelte.

Immer wenn der Zug an unserem Haus vorbeifuhr und seinen kläglichen Pfiff ausstieß, riss Suâd die Tür auf, rannte hinaus und zählte freudig die Wagen. Der Lokführer könne fliegen, erzählte sie uns und versicherte, sie habe seine Flügel gesehen. Wir nickten vertrauensvoll und stellten uns, wenn der letzte Wagen hinter der Biegung verschwunden war, vor, wie der Zug abhob und über den Feldern am Himmel schwebte. Auf die Frage, wo er denn schließlich lande, erklärte sie ernsthaft, als hätte sie diese Frage erwartet, der Lokführer fliege immer weiter bis zu seinem Tod. Mit kindlicher Freude

zeigte sie auf ihren mageren Körper und sagte: «Genau wie ich.»

Wir wanderten über die Lattichfelder und kamen irgendwann zum Friedhof, wo wir den Wächter nach Suâds «Heim» fragten. Er wies auf einen Erdhaufen. Saussan schlug wütend mit den Fäusten darauf, bis sie erschöpft zusammenbrach. Sie solle aufhören zu heulen, herrschte ich sie an, wir müssten vor Einbruch der Dunkelheit zu Hause sein. Im strömenden Regen gingen wir heim, und ich fand nichts dabei, Raschîd zu erzählen, Suâd habe uns gehasst und komme nie mehr zurück, weil er ihr ihren Holzzug weggenommen habe. Saussan bestätigte das unbekümmert. In der Nacht hatte ich einen Traum: Suâd lenkt einen langen Zug, der eine Schar flügelloser Vögel mit langen Schnäbeln transportiert. Sie singen ihr hübsche Lieder vor. Ihr Haar ist weiß und lang. Sie blickt lächelnd vor sich hin, ein Engel, den niemand sieht.

Ich behielt den Traum für mich und erzählte nur Saussan davon. Doch als ich ihr Suâd beschrieb, die mit langen weißen Haaren immer wieder vor mir erschien, lachte sie und nahm mich nochmals mit zum Friedhof. Unterwegs pflückten wir Blumen. Dann stellten wir uns neben den noch unbeschriebenen Grabstein, und Saussan erzählte mir mit tiefem Ernst, Suâd könne hier weder lachen noch atmen und die Würmer würden sie fressen. Da begriff ich, dass der Tod bedeutete, dass diejenigen, die wir gernhaben, nicht mehr da sind.

Viele Jahre später saß ich mit Saussan in einer billigen Bar namens «Express» und erinnerte sie an ihre Worte von einst. Der Tod sei nicht so sehr die ewige Abwesenheit, erklärte ich ihr, sondern eher der Abschluss der Erinnerungen. Und mit einem leicht besäuselten Kopfnicken stimmte sie zu. Ob ich denn Suâd noch sähe, wollte sie wissen. Ja, täglich, log ich. Sie schaute traurig vor

sich hin, nahm meine Hand und bemerkte, dreißig Jahre sollten eigentlich reichen, um jemanden zu vergessen. Plötzlich wurde mir klar, dass sie beim Sprechen über den Tod Mutters Ausdrucksweise übernommen hatte, außerdem ihre langsamen, etwas gekünstelten Handbewegungen. Dass Saussan meiner Mutter zu gleichen begann, stimmte mich traurig, und ich war drauf und dran, sie zu fragen, wie sich das anfühle, mit einer Frau zu verschmelzen, die sie so verabscheute.

Raschîd versuchte mich zu überzeugen, dass Saussan log. Dreißig Jahre, sagte er, seien nicht genug, um jemanden zu vergessen, den man liebte. Erst später begriff ich, dass vergessen bedeutet, kleine, vergessene Einzelheiten nochmals zu beleuchten, bis wir glauben, dass sie wahr sind und nicht nur unsere eigene Einbildung. Zu dieser Zeit begann ich, mit Genuss auf der ruhigen König-Faissal-Straße zu promenieren und darüber zu sinnieren, dass auch Aleppo so vergänglich war wie das Vergessen. Alle wirklichen Bilder, die von der Stadt blieben, würden irgendwann zur Lüge werden, die wir jeden Tag neu erfinden, um nicht zu sterben.

Suâds Tod ließ uns darüber nachdenken, wie man dem Tod entkam. Raschîd und ich nahmen nachts unsere Decken und legten uns neben Saussan, die uns an sich drückte, weil sie sich vor Suâds Geist fürchtete, von dem Raschîd versicherte, er schwebe allnächtlich ums geschlossene Fenster. Er erging sich in detaillierten Beschreibungen und bediente sich dabei des Vokabulars der Harmonielehre und der Titel einiger Stücke für Geige. Alle drei schienen wir auf der Flucht vor einem unentrinnbaren Schicksal, das uns erwartete, wenn es dunkel wurde und das Haus in Stille versank. Saussan hieß uns, den Mund zu halten. Wir drängten uns an ihren heißen Körper, und sie zog uns an sich, als suchte sie auf diese Weise einen Weg, ihre Furcht zu vertreiben.

Ich weiß nicht, warum mich meine Füße zwanzig Jahre später nochmals, ein letztes Mal, an Suâds Grab führten. Ich legte ein paar Blumen und einige Olivenzweige darauf, die ich aus unserem Garten mitgebracht hatte. Dann setzte ich mich für ein paar Stunden neben den kleinen Hügel und weinte. Zum ersten Mal weinte ich darüber, dass sie uns verlassen hatte. Ganz anders als Raschîd, der eine ganze Woche lang geheult, sich dann die Tränen abgewischt und erwartet hatte, dass sie zurückkam, um mit ihm weiterzuspielen. Das Weinen befreite mich von meinen Träumen, die zu unerträglichen Albträumen geworden waren, in denen Suâd als alte Frau auftrat, zugetüncht mit billigem Make-up wie Saussans Freundinnen, nicht wie das kleine Mädchen, das mich einmal fragte, ob ich wüsste, ob die Toten noch älter werden. Ich suchte den Friedhofswärter, um ihm die immer gleiche Frage zu stellen, ob er sich um das Grab gekümmert habe. Der Friedhof werde in Bälde vor die Stadt verlegt, erklärte er ungerührt. Mein Bruder Raschîd habe schon ganz offiziell Suâds sterbliche Überreste in Empfang genommen. Ich erschrak. Ich hatte also über einem einfachen Erdhaufen geheult. Ich erzählte Mutter von den sterblichen Überresten Suâds, die nun also wieder bei uns wohnte. Mutter zeigte sich überrascht, dass ich mich noch an Suâd erinnerte, machte aber keinerlei Bemerkung über die erneute Erwähnung ihrer alten Schande. Sie sah mich bloß an, wie einen Fremden. Der Schnitt einer Rasierklinge auf meiner rechten Wange und die Kleider, die scharf nach Schweiß rochen, erinnerten sie nicht mehr an den kleinen Jungen, den sie fest an der Hand hielt und ihm markante Stellen zeigte, die er sich einprägen sollte, um sich nicht zu verlaufen. Männer mit dicken Schnauzbärten, hatte sie mir damals erklärt, würden kleinen Kindern auflauern, die zart wie Lattichblätter seien, um ihnen in den verlasse-

nen Kirschgärten Gewalt anzutun. Hoffnungsvoll blickte sie zum fernen Horizont und trällerte lachend ein paar Kinderlieder. In der Schule stellte sie sich dem Rektor als eine Kollegin mit gutem Ruf vor und erklärte kurz, ihr Mann, der Vater ihrer Kinder, sei nach Amerika ausgewandert, wohin wir ihm in ein paar Jahren folgen würden. Doch die unverfrorenen Blicke des Rektors erinnerten sie daran, dass sie nichts als eine verlassene Frau war, nach der die Männer gierten.

Ruhig trank sie ihren Kaffee und gewann ihre Fassung zurück. Dann machte sie dem Rektor ein weiteres Mal verständlich, dass sie selbst auch einmal Lehrerin gewesen war, die den Respekt ihrer Schüler genoss, denen sie beizubringen versuchte, auf sich selbst zu hören. Sie sei um ihrer Kinder willen in ihr geliebtes Aleppo zurückgekehrt, schloss sie und lobte und beschimpfte dann in einem wilden Durcheinander die Leute vom Dorf. Als sie bemerkte, dass der Rektor Verständnis für ihren Schmerz hatte, setzte sie noch eins drauf: Der Aufstieg des Militärs, erklärte sie, wecke kein Vertrauen. Er stimmte ihr darin zu, dass die nächste Zeit bitter wie Rüben werde. Mir, dem neuen Schüler, schüttelte er anerkennend die Hand. In meiner oberen Jackentasche steckte ein zitronenparfümiertes Spitzentüchlein, meine Fingernägel waren geschnitten und mein Haar mit parfümiertem Henna geglättet. Der Rektor verabschiedete sich respektvoll und mit mehrfachem Kopfnicken von Mutter. Das Leben sei schwierig, betonte er wiederholt, ohne eine Presse, die Kritik üben dürfe. Sie solle doch nach Exemplaren von *al-Bairaq al-masâ'ija*, der «Abend-Standardarte», Ausschau halten, legte er ihr ans Herz, und die Artikel lesen, die er darin über die Trennung von Religion und Politik publiziert habe.

Dann führte er mich höchstpersönlich in meine Klasse. Einen langen Gang entlang in einem Gebäude, das

ein französischer Architekt als Sanatorium für Tuberkulosekranke gebaut hatte, die, bevor sie dahinschmolzen wie eine Portion Eis in der Mittagshitze, die hohen Decken und die geräumigen Zimmer betrachteten. Die Fenster gingen auf Beete hinaus, in denen Rosen in der Frühlingssonne leuchteten.

Mein erster Lehrer, dem der Rektor rasch ein paar Worte zuflüsterte, begrüßte mich freundlich. Er setzte mich in die erste Reihe, neben einen schwächlichen Jungen, der irgendwie aussah wie ich. Ich streckte ihm meine Hand hin, und wir wurden Freunde. Er hieß Dschâbir und wohnte nicht weit von uns entfernt. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit erzählte ich ihm von meinen Geschwistern und lud ihn zu uns ein. Wir spielten zusammen und schworen uns ewige Brüderschaft – eine Szene, bei der wir zu Saussans Belustigung unser Blut mischten. Wir wurden unzertrennlich und verbrachten die meiste Zeit in meinem Zimmer, wo wir aufmerksam meinem Bruder Raschîd lauschten, der uns auf der Geige unsere Lieblingsmelodien vorspielte.

Ich schlug Mutters Ermahnungen in den Wind und wanderte keck auf den Feldwegen, ohne Angst vor pervertierten Männern. Ich streifte mit Dschâbir durch die engen Gassen im Viertel. Wir lasen Baumwollfetzen bei den Entkörnungsbetrieben in Ain al-Tall auf, klauten Kupferdrähte und suchten in Abfallhaufen nach leeren Glasflaschen. Diese Waren verhökerten wir auf dem Sonntagsmarkt in der Nähe, und der Erlös erlaubte uns, am Nachmittag ins Kino Opera zu gehen, wo wir begeistert ägyptische Soaps und indische Bollywoodfilme anschauten, in denen die Liebe am Ende stets siegte.

Ich setzte mich auf den Platz neben Dschâbir und genoss den kühlen Raum und die wenigen Personen, die die Vorstellungen am Tage besuchten – gespannt auf das Auftreten von Nadschla Fathi, meiner Angebeteten,

die in knappen Kleidern ihre Rundungen zur Geltung brachte. «Wenn ich mal groß bin», erklärte ich Dschâbir, «gehe ich nach Ägypten und suche nach Nadschla Fathi; dann erzähle ich ihr, dass du sie grüßen lässt.» Er stieß mich in die Seite, und als ich mich zu ihm drehte, sah ich ihn in Tränen aufgelöst und auf den Regisseur schimpfend, der den Film enden ließ, ohne uns zu sagen, wie die Bösen bestraft wurden und unsere Helden, die sich liebten, die Freuden der Liebe erlebten. Wir versuchten, den Film weiterzuspinnen. Ein Felafel-Sandwich von Arax verschlingend, wanderten wir zurück in unser Viertel - die Sulaimanîja-Straße entlang, aus deren Läden es nach Wein und Pastrami roch. Ich wollte Dschâbir überreden, auf die Sieben-Uhr-Straßenbahn zu warten, doch er winkte ab und schimpfte lachend auf alle Züge. Also wartete ich allein, legte ein paar große Nägel auf das Gleis und hoffte, dass die Eisenräder sie in Schwerter umwandelten. Diese nahm Dschâbir zum Metallwarenladen seines Onkels mit und bohrte in jedes ein Loch, damit wir sie um den Hals tragen konnten und aussahen wie Banditen.

Mutter betrachtete diese Schwerter an meinem Hals, die verdreckten Kleider und die ungepflegten Fingernägel. Ich kam ihr vor wie ein Bettler, und in ihren Augen konnte ich lesen, dass sie mich auf Abwegen sah. Das würde unsere anständige Familie ruinieren, die zu schützen sie so entschlossen war - vor dem Durcheinander auf der Straße und vor den Männern, die nach Esigrüben rochen.

Doch die Ruhe im Haus währte nicht lange. Bald war es umgeben vom Lärm der Brüder des Genossen Fawwâs und dem Geblöke der Schafe und Gemecker der Ziegen, die sie vom Dorf mitgebracht hatten. Sie bauten einen großräumigen Hühnerstall und verteilten sich selbst auf die vielen Zimmer im Nachbarhaus. Die Ehefrauen

dieser Brüder, Bäuerinnen, verbrachten im Sommer den halben Tag damit, Auberginen zu rösten und ihren Kindern, die vergnügt herumtobten, den Rotz abzuwischen. Sie versicherten dem Genossen Fawwâs, der als der Älteste das Familienoberhaupt war, dass sie ebenso hinter dem Führer standen wie er. Abends schmetterten sie, inmitten von loderndem revolutionärem Getöse, im Chor Parteigesänge. Damit nicht genug, drehten sie den Lautsprecher hoch und spielten die Ansprachen des Präsidenten ab. Dazu jubelten sie ohrenbetäubend.

Mutter war verzweifelt wegen des Lärms. Und ihre Verzweiflung wuchs noch, als sie herausfand, dass die meisten ihrer alten Freundinnen inzwischen Parteimitglieder waren. Sie schmückten die erste Seite ihrer Notizhefte mit Aussprüchen des Großen Führers und konnten alle Lieder zu seinem Lob und Preis auswendig. Sie stellte auch fest, dass diese Freundinnen wie Pinguine geworden waren, alle ähnlich gekleidet, alle nach dem gleichen billigen Parfüm riechend. Sie zog sich in sich selbst zurück und begann, an einer imaginären Welt zu weben, in die sie die Stimmen ihrer alten Freundinnen holte, als sie noch demonstrierten, unterbrochen von ferner Musik. Ein solches Parallelleben sei gar nicht so schlecht, redete sie sich ein. Man müsse ja nicht unbedingt Freund seiner Feinde sein.

Traurig schaute sie mich an. Ich sah inzwischen aus wie die Söhne unserer Nachbarn: schmutzige Kleider, verfilzte Haare. Sie schleppte mich ins Badezimmer und machte sich daran, mich zu säubern. Sie schrubbte meine Hände mit einem Öl aus Baumwollsamensamen, das mich an den Geruch einer Maus in einer Falle erinnerte. Inzwischen zerrissen Raschîd und Saussan unbekümmert meine Bücher, warfen die Papierfetzen hoch und ließen sie wie Schneeflocken herabrieseln. Saussan träumte davon, darunter mit einem romantischen Liebhaber zu

wandeln, der sie an der Hand über die Brücken einer fernen Stadt führte und sie am frühen Abend sanft küsste.

Wir mochten unser neues Haus: aus weißem Stein gebaut, über der Tür ein kunstvoll eingemeißelter Koranvers mit ineinander verschlungenen Buchstaben. Meine Mutter sperrte sich nicht dagegen, als der Baumeister den Wunsch äußerte, etwas in den Torbogen zu gravieren. Sie überließ nichts dem Zufall. Sie kaufte auf dem Sonntagsmarkt ein paar gebrauchte Messingbetten im klassisch französischen Stil, brachte die Beine in Ordnung und die Verzierungen auf Hochglanz. Dann verteilte sie sie auf unsere Schlafzimmer. Das größte behielt sie für sich selbst. Darin verbrachte sie ihre einsamen Nächte und ließ ihre noch verbliebenen Erinnerungen an unseren Vater aufleben. Die Geschichte ihrer Ehe und seiner Flucht erschien ihr wie ein Film, ein unglaubliches Melodram. Die Brutalität, von der mein Vater immer wieder gesprochen hatte, bevor er mit dieser Amerikanerin weglief, nahm sie erst wahr, als sie sich, alleingelassen mit ihren Kindern, selbst durchschlagen musste - in diesem von einer Partei beherrschten Land, die alle Freiheiten beschnitt. Zeitungen wurden verboten, andere Druckerzeugnisse konfisziert, das Parlament wurde aufgelöst, eine neue Verfassung verordnet, die dem heißgeliebten Präsidenten unbeschränkte Befugnisse einräumte. Dieser ließ unmittelbar nach seinem Putsch seine alten Kampfgefährten, darunter auch den ehemaligen Präsidenten Nuraddîn al-Atâssi, ins Gefängnis stecken, wo sie viele Jahre später krepiereten. Die Partei behielt sich den alleinigen Anspruch vor, das Land zu führen, das sich mit Ausnahme-gesetzen und Sondergerichten durchwurzelte. Der Präsident, dessen Tod im Juni 2000 meine Mutter nicht glauben konnte, beanspruchte für sich alle wichtigen Ämter,

von der Präsidentschaft bis zum Vorsitz der herrschenden Partei und der obersten Heeresleitung, sogar die Einsetzung der Verfassungsrichter, die Ernennung des Regierungschefs und die Auflösung des Parlaments waren ihm vorbehalten.

Vater war oft sternhagelvoll nach Hause gekommen und hatte einen Riesenzirkus veranstaltet. Er weckte uns, und es kümmerte ihn nicht, dass wir uns vor ihm fürchteten. Er bespuckte das Familienfoto, das einen Ehrenplatz an der Wand einnahm, und fragte: «Welchen Sinn hat es denn, die gleichen Dinge am selben Ort immer wieder zu tun?» Er klagte über den würgenden Druck und schimpfte wütend auf den Bahnhof, wo er arbeitete, und auf die Partei samt all ihren Informanten. Selbst der starke Kaffee, den Mutter ihm machte, bewirkte nichts. Sie drängte ihn hinaus in den Hof, an die frische Luft, strich ihm besänftigend über die Hände und wartete geduldig, bis er sich beruhigt hatte. Üblicherweise schimpfte er auf Gott, der ihn in diesen tristen Bahnhof gesteckt habe, wo es nach Verwesung und der Blödheit der Eisenbahnangestellten stank. Er habe einen besseren Ort verdient, um seine Träume zu verwirklichen, erklärte er immer wieder.

Gegen Morgen verstummte er in Mutters Armen. Sie brachte ihn ins Bett wie einen Säugling und hörte ihn schon nach wenigen Augenblicken schnarchen. Das beruhigte sie, fürs Erste war sein Leiden zu Ende. Wir, Saussan, Raschîd und ich, seufzten erleichtert auf, wenn er nicht auch noch nach Suâd trat, was häufig vorkam. Sie starrte ihn wie ein Wesen aus einer anderen Welt an und heulte los, sobald er sich ihr näherte. Dann rannte sie zu Saussan und vergrub ihren Kopf an ihrer Brust. Saussan umarmte uns alle liebevoll wie eine kleine Mutter.

Mutter brachte, als Teil ihres Erbes, ihre alte Nähmaschine aus dem Haus unseres Großvaters mit. Sie nähte aus billigem buntem Stoff Leintücher und Kissenüberzüge und schuf so mit ihrem wenigen Geld unsere neue Zauberwelt. Mit ihrer Freundin Narimân verbrachte sie viel Zeit auf dem Markt. Sie feilschte wie alle anderen armen Frauen, und manchmal fand sie irgendeinen mickrigen Gegenstand, den sie mit magischer Hand neu belebte: mamlukische Leuchter, deren Eigentümer blind für die Schönheit der Ornamentik waren; eine italienische Kommode, auf deren Vorderseite eine traurige Schlange und eine nackte Frau eingearbeitet waren, nicht unähnlich den Frauendarstellungen der Renaissance; ein paar Louis-XVI-Sessel aus Nussbaumholz, die, frisch aufgearbeitet und bezogen, ins Gästezimmer kamen. Im Wohnzimmer stand eine bequeme Polstergruppe, die Mutter in einem Secondhandshop beim Bab al-Nasr erstanden hatte. Der Schreiner hatte seine Initialen in das Holz des Sofas geritzt, was Mutter vor ihren Besucherinnen behaupten ließ, das Möbel stamme von einem berühmten italienischen Designer. Sie konnte lange davorstehen, von den neuen Farben träumen, in denen sie es beziehen lassen wollte, um dann, an langen Winterabenden, wenn es draußen heftig regnete, darauf zu liegen, gleich neben dem Ofen. Ihr Parfüm würde einen Mann anlocken, dessen Züge vage und nur von ihr erkennbar waren. Ihm wollte sie ihre weiblichen Geheimnisse enthüllen.

Sie genoss es, wenn andere sich von ihrer Arbeit beeindruckt zeigten, ihre Ideen bewunderten und Worte der Anerkennung fanden. Dieses Gefühl der Anerkennung machte sie ihr ganzes Leben ebenso glücklich wie der Besitz einiger Gegenstände, die sie begleiteten. Das Glücksgefühl verstärkte sich noch, als sie sich entschloss, Maidân Akbas zu verlassen und in ihre geliebte Stadt zurückzukehren. Uns hieß sie, auf Zehenspitzen

zu gehen, um die Stille nicht zu durchbrechen, wenn sie am Abend auf dem Sofa lag und an ihrem Kaffee nippte, den Blick auf den fernen Horizont gerichtet wie eine träumende Frau. Doch dann fiel ihr plötzlich ein, dass sie allein war, und sie begann, lautlos zu schluchzen. Sie wischte ihre Tränen ab, stand auf und ging zu ihrem Schrank, um einen alten Schlafanzug herauszuholen, an dem ihre Erinnerungen an unseren Vater hingen. Sie verzieh ihm nie, dass er sich davongemacht hatte. Uns gegenüber erwähnte sie ihn erst in ihren letzten Jahren wieder und beschimpfte ihn mit groben Worten, weil er ohne sie fortgegangen war.

Onkel Nisâr, ihr verständnisvoller Bruder, brachte ihr Kassetten mit Liedern aus der Nahda-Epoche. Zusammen lauschten sie der Musik und unterhielten sich langsam und mühsam. Er wartete auf eine Frage, die sie nicht stellte, weshalb er ihr von sich aus von seinem Wunsch erzählte, nach Paris zu gehen. Er erinnerte sie an ihren gemeinsamen Traum, durch die Gassen von Montmartre zu schlendern, von dem sie unzählige Pläne und Bilder von verarmten Malern gesammelt hatten. Sie kannten alle Einzelheiten des Viertels, alle Ein- und Ausgänge, und lebten dort in ihrer Phantasie.

Als Mutter merkte, dass wir anfangen, die Lieder mitzusingen, ja, zu schmettern, in denen Partei und Präsident gepriesen wurden, bat sie ihren Bruder, uns Geigenstunden zu erteilen. Sie kaufte eine Geige, und Nisâr begann seinen Unterricht. Mutter liebte es, uns alle in sauberen Kleidern nebeneinandersitzen zu sehen und zu hören, wie wir die Namen der Noten wiederholten. So ähnelten wir dem Bild einer idealen Familie, dem Ziel, das sie für uns vorgesehen hatte. In ihren Wachträumen zeichnete sie Bilder einer Zukunft, wie sie sie sich wünschte: Wir waren berühmte und kultivierte Ärzte oder Ingenieure,

die klassischer Musik lauschten, teure Krawatten und edle Schuhe trugen und sich jeden Freitag um einen Esstisch versammelten, an dem sie den Vorsitz hatte, zufrieden mit ihrer Nachkommenschaft.

Doch nur Raschîd blieb der Musik treu. Schon nach fünf Monaten spielte er schwierige Etüden, während Saussan und ich mit der «Fünf-Uhr-Krankheit» als Begründung den Stunden fernblieben. Saussan behauptete allen Ernstes, gegen fünf Uhr nachmittags schwänden ihre Lebensgeister, ihr werde schwindlig und das vergehe erst wieder, wenn der Unterricht vorüber sei. Sie blieb in ihrem Zimmer oder kümmerte sich um Suâd. Sie zeichnete ihr Bilder von Männern mit langen Zungen, Häusern, über denen die Sonne niemals unterging, und Ziegen, Schafen und Pferden, was meine Mutter entsetzte. Dass wir uns am ländlichen Geruch von Maidân Akbas festklammerten, war für sie ein Albtraum. Doch je weiter sie das Dorf von sich schob, desto weiter streckte es ihr hämisch grinsend seine Zunge heraus. Sie zerriss Saussans Zeichnungen, was diese wütend machte, weshalb sie uns mied und ihre Zeit mit Suâd in dem kleinen Stübchen unter der Treppe verbrachte, im Versuch, dem Todesgeruch zu entkommen. Sie erzählte uns, Suâd sei dabei, sich in einen Hund zu verwandeln, der weder bellte noch biss. Ihr Gesicht ähnelte inzwischen dem eines Tiers, das niemand kannte, irgendetwas zwischen Eichhörnchen und greisenhaftem Welpen. Wir waren jeden Abend erleichtert, wenn Suâd in einen pseudoewigen Schlaf sank - unter dem Einfluss von Faustan-Tabletten, die Mutter ihr in Tee aufgelöst verabreichte. Schlaftabletten wirkten bei ihr nicht mehr. Sie nahm sie ein, wie benommen, den Blick starr ins Leere des kleinen Zimmers gerichtet und kurze Laute ausstoßend wie ein in der Wüste verirrter Hase.

Ich verließ das Zimmer, sobald Raschîd zu üben begann. Saussan fand seinen Eifer geradezu lächerlich. Sie stibitzte die Geige und versteckte sie zwischen ihren Klammotten. Sie fand, man solle nicht alles so ernst nehmen, etwas Spaß müsse sein. Raschîds übertriebene Ernsthaftigkeit, erklärte sie mir, werde ihn zu einem komplexbeladenen Menschen machen, dem man keine Geheimnisse anvertrauen könne. Ich ließ sie stehen, durchquerte das Wohnzimmer und schlich mich hinaus auf die Straße - auf Zehenspitzen, um nicht die Aufmerksamkeit von Mutter zu erregen, die vor ihrer Staffelei in einer Ecke saß und mit Wasserfarben Landschaftsgemälde anfertigte, die sie in ein Geschäft in Manschîja brachte. Mit den paar Groschen, die sie dafür erhielt, kaufte sie Medikamente für Suâd, die dadurch weiterlebte. Ich zog los, mit meinen Klassenkameraden, die Mutter nicht bei uns zu Hause haben wollte, damit sie nicht die Sofas verschmutzten. Ich schimpfte auf diese Totenstille bei uns und die Desinfektionsmanie von Mutter, die Töpfe und Teegläser ebenso sterilisierte wie Korridore, Betten, Kissen, Kleider und Schuhe. Für sie war alles, was von draußen kam, verschmutzt.

Mutter beklagte sich bei Narimân darüber, wie entsetzlich es geworden sei, auf die Straße zu gehen. Narimân bestätigte es. Die Gerüche der Leute vom Dorf füllten die Luft und verdarben die frische Brise der Stadt. Ihre meisten Kolleginnen seien in der Partei und beschrieben uns in ihren Berichten als überhebliche Bourgeois, die reaktionär stanken. Sie selbst werde nach Kanada auswandern, erwiderte Narimân zutiefst deprimiert. Daraufhin schwieg Mutter, um Narimân nicht zu ermutigen, die Vorteile von Flucht und Furcht aufzuzählen. Beide hatten das Gefühl, ihre Schicksale bewegten sich im Ungewissen. Meine Mutter hatte das am Tag meiner Geburt gespürt - in der Woche des Parteiputsches.

Obwohl der Tag meiner Geburt nicht exakt mit dem des Putsches zusammenfiel, glaubte sie doch, dass der Zeitpunkt ein Fehler war. Ein Datum, an das man sich schon bald nicht mehr erinnern würde, genauso wenig wie an die vielen anderen Militärputsche in Syrien.

Wieder einmal hatte sie das Gefühl, ihr Leben sei nichts als eine Ansammlung von irreparablen Fehlern. Sie wollte nicht so gebären wie die Bäuerinnen in Maidân Akbas, die, sobald die Wehen einsetzen, hinaus in die Granatapfelhaine gehen und dort niederkommen, unterstützt von Freundinnen, die mit einem stumpfen Messer oder einem Stein die Nabelschnur durchtrennen und sich dabei weiter über die bevorstehende Ernte unterhalten. Sie erlaubte der Dorfhebamme nicht, ihr nach Suâds Geburt nahe zu kommen, und noch lange erzählte sie herum, die Hebamme trage die Schuld an Suâds Behinderung.

Als bei ihr die Wehen einsetzten, nahm sie einen sauberen, mit gelben Blumen bestickten Beutel und begab sich zur staatlichen Klinik in Aleppo. Unterwegs verkaufte sie ihren goldenen Armreif und bestach mit dem Geld die Krankenschwestern, damit sie ihr ein Einzelzimmer gaben. Dort erhielt sie auch eine Spezialbetreuung. Die Schwestern taten ihr Bestes, Mutters Wünsche zu erfüllen. Sie desinfizierten ständig die medizinischen Instrumente und wechselten die Bettlaken mindestens einmal täglich. Nach ein paar Tagen wuchsen ihnen aber diese Ansprüche über den Kopf - trotz der üppigen Summen, die Mutter verteilte. Sie bekamen jedoch Mitleid mit ihr, als sie mein mageres Gesichtchen und die Bewegungen meiner kleinen Händchen sahen. Draußen waren die Straßen von Aleppo leergefegt, nachdem sich die Nachricht vom Putsch verbreitet hatte: Offiziere der Baath-Partei hatten sich des Generalstabsquartiers und

des Radio- und Fernsehgebäudes bemächtigt und die Erklärung Nummer 1 abgegeben.

Mutter verließ ihr Bett und betrachtete vom Fenster aus die vollständig verlassenen Straßen. Ihr schien dieser Putsch und die Rückkehr des Militärs an die Macht wie ein böses Omen für ihr erst wenige Tage altes Baby, dessen Augen gelb wie getrocknete Zitronenschalen waren. Wenige Stunden nach der Erklärung Nummer 1 drangen Soldaten in die Klinik ein, Chaos breitete sich aus. Medizinisches Gerät verschwand aus den Operationssälen, die Vorratsschränke wurden geplündert.

Trotz ihrer Schmerzen stand Mutter auf, um nach gekochter Milch für ihr Kind, also mich, zu suchen. Ihre eigenen Vorräte waren versiegt. Sie bat die Krankenschwestern darum, die sie aber nur befremdet ansahen, weil sie noch immer da war, entschlossen zu bleiben, bis sie sicher wäre, dass ich überleben würde. Die Schwestern tuschelten und kicherten miteinander, als käme sie von einer anderen Galaxie, und am folgenden Tag forderten sie sie auf, das Krankenhaus ohne Wenn und Aber zu verlassen. Sie nahmen ihre zahlreichen Taschen, stellten alle ihre Habseligkeiten auf den Flur und drängten sie aus dem Zimmer. Sie sprachen von einem Notstandsgesetz, das erlassen worden sei. Außerdem wolle der neue Direktor, ein Parteimitglied, das Krankenhaus geleert haben, patientenfrei und für jedwede Eventualität bereit.

Mutter schimpfte und fluchte. Sie ergriff die Hand unseres Vaters, die seine Wärme in ihr Herz lenkte, was ihr den Mut gab, zu sagen, sie wolle lieber sterben, als unter der Herrschaft von diesen Bauerntölpeln von Offizieren zu leben, die den Duft eines Maiglöckchens nicht von dem Geruch eines Kürbisses unterscheiden konnten. Doch unser Vater sah in diesen abschätzigen Äußerungen über die Bauern eine Beleidigung seiner eigenen Fa-

milie, die den Putsch vom ersten Augenblick an unterstützt hatte. Auf ihre unterschiedliche Einschätzung der Vorgänge jener Tage als Revolution oder Militärputsch kamen sie später nicht mehr zurück. Unser Vater ließ sich vom Duft der Frau, die er liebte, noch einmal betören: eine träumerische Frau mit weichem langem Haar, großen dunklen Augen und einem hellen ovalen Gesicht, das den Stolz einer städtischen Aristokratin zeigte.

Liebe auf den ersten Blick - so beschrieb unser Vater ihrer beider Geschichte. Bei ihm hatte es in dem Augenblick gefunkt, als er sie zufällig bei dem alljährlichen Abendessen der Eisenbahngesellschaft sah, die ihn nach seinem Studienabschluss am Institut für Elektrotechnikwissenschaften eingestellt hatte. Das Abendessen fand zu Ehren der ersten Eisenbahnarbeiter statt, zu denen auch mein Großvater gehörte. Er war der Freund von Monsieur Henri Sourdan und gehörte zu den wenigen noch lebenden Personen, die die Entstehungsgeschichte der syrischen Eisenbahn erzählen konnten, die Heldentaten der Kameraden, die Ende der 1930er Jahre die Tunnel durch das Radscho-Massiv getrieben hatten, damit die Züge der Bagdad-Bahn durchfahren konnten.

Es war eine gediegene Feier, bei der die geehrten Arbeiter in ihren Uniformen umherstolzten und die Familienmitglieder sich vorsichtig ansahen und zulächelten und sich im Glanz ihrer Angehörigen sonnten. Mein Großvater, Dschalâl al-Nâblussi, damals gerade siebzig Jahre alt, sprach mit demütiger und ergriffener Stimme von seinen alten Kameraden, von denen die meisten schon verstorben waren, und er pries ausgiebig Monsieur Henri, der aus Liebe zu Aleppo Paris verlassen hatte. Er war ins neue Dschudaida-Viertel gezogen, später aber von der französischen Besatzungsmacht in Syrien als angeblicher deutscher Agent hingerichtet worden.

Mehr als einmal traten meinem Großvater Tränen in die Augen. Er erzählte zahlreiche Anekdoten über das Projekt, einen deutschen Tunnel durch das Radscho-Massiv zu treiben. Seine Familie war mächtig stolz auf das Foto, das ihn mit Monsieur Henri zeigte und das seit fünfzig Jahren unverrückt auf der Kommode in der Wohnstube stand. Mutter, die Jüngste der Geschwisterschar, klatschte begeistert, ebenso ihre Brüder, Onkel Nisâr und Onkel Abdalmunim, und ihre Schwester, Tante Ibtihâl. Sie sprang auf wie ein Schmetterling und führte ihren Vater am Arm aufs Podium, wo ihm der Minister die Hand schüttelte und ihm die Eisenbahnermedaille anheftete; außerdem erhielt er noch eine mit grüner Tinte unterschriebene Urkunde und eine Geldsumme als Belohnung. Dann stellten sich alle Geehrten in einer Reihe auf, um sich fotografieren zu lassen - zusammen mit dem Minister, der sich leutselig zeigte und die Familie jedes Einzelnen mit Handschlag begrüßte. Von seinem Platz aus beobachtete Suhair Mutter - voller Leidenschaft und doch artig wie ein Neuling in der Firma. Seine bewundernden Blicke entgingen ihr nicht, trotz all der Verehrer, die um ihre Aufmerksamkeit buhlten und sich ihr vorstellen wollten. Sie schwebte umher wie eine Taube am Himmel und kehrte dann zu Suhairs Blicken zurück. Seine vorlauten Augen faszinierten sie ebenso wie sein dunkles Gesicht und sein gepflegter Schnurrbart. Er war das klassische Bild eines strebsamen Angestellten in den 1960er Jahren. Alles an ihm weckte Vertrauen.

Ohne dass ihre Familie es merkte, fragte Suhair sie verstoßen, wo sie zur Schule gehe. Ohne ihre Hand zurückzuziehen, die er einige Augenblicke festhielt und die eine seltsam kräftige Wärme in ihr Herz strömen ließ, erzählte sie ihm bereitwillig, sie gehe in die Mahabba-Schule. Als er die Feier verließ, versäumte er es nicht, ihr kurz zuzuwinken.

Sein Gesicht ließ sie nicht mehr los, sie seufzte. Allerdings war sie nicht darauf gefasst, ihn gleich am nächsten Tag am Schultor wiederzusehen, wo er sie abpasste und ihr wie ein Halbwüchsiger folgte. Kichernd spazierte sie mit ihren Freundinnen durch die Gassen von Dschamilîja und warf immer wieder einen raschen Blick nach hinten. Wie sie vermutete, wartete er ab, bis sie allein war, und sprach sie an. Sie lief puterrot an, das Blut stieg ihr in den Kopf, ein Wohlgefühl, das sie zum ersten Mal in ihrem Leben schauernd durchzog. Dabei befürchtete sie, Narimân, ihre beste Freundin und Nachbarin aus dem Haus gegenüber, könnte etwas merken und ihr eine Predigt halten, wie es ihre Art war. Sie tauschte gerne mit ihren Freundinnen Kommentare über junge Männer aus. Mutters und Narimâns Schicksale sollten auf immer verknüpft sein, erst als Freundinnen und Nachbarinnen, dann als Frauen, die unentwegt klagten, und eigentlich immer nur über ein Thema: die Verwandlung ihrer wundervollen Stadt in einen Trümmerhaufen, der nach Militär und Parteigenossen stank.

Am folgenden Tag stand er wieder da, und auch noch am siebten Tag wartete er auf sie. Am achten dann und danach erwartete sie ihn, aber er kam nicht. Sie hatte keinen Grund mehr, nach hinten zu schauen, hasste Narimân und hatte keine Ahnung, wo sie nach ihm suchen sollte. Bei Tisch verlor sie sich in Gedanken, und eine Leere kroch ihr ins Mark, ihre Knie wurden kalt. Sie durchstöberte die Fotos der Feier und schaute sich alle Personen genau an, die ihren Vater umstanden. Von ihm keine Spur. Schon fürchtend, sein Bild könnte ihrem Gedächtnis entschwinden, erinnerte sie sich an die Wärme seiner Hand, als er die ihre bewundernswert fest schüttelte. Sie entschlüpfte Narimân und ging allein auf den Sûk al-Tilal, mischte sich unter die Leute und suchte nach seinem Gesicht. Sie wählte von den Ständen Fo-

tos von Sängern, die ihm glichen, gaffte unverfroren die Männer in den Cafés an und prüfte die Gesichter der Gäste, die vor sich hin starrten. Sie nahm sogar in Kauf, dass Männer aus dem Café kamen, ihr hinterherliefen und sie ansprachen, weil sie sie für ein Mädchen auf der Suche nach Kundschaft hielten. Sie forschte nach ihm an jedem nur möglichen Ort. Als es zu regnen begann, flüchtete sie sich bedrückt zu ihrem Bruder Nisâr, setzte sich zu ihm wie ein zahmes Kätzchen, während er ein Violinkonzert von Vivaldi übte. Sie versank tief in ihrem Schweigen. Erst als er sein Geigenspiel beendet hatte, erzählte sie ihm, sie könne den Mann nicht finden. Er nickte verständnisvoll.

Als die Tür ging und die beiden den Schritt ihres Bruders Abdalmunim hörten, nahm Onkel Nisâr seine Geige und seine Noten und ging in die Küche, um dort weiterzuüben. Er überließ das Zimmer seinem Bruder, der ihn als «Wanze» bezeichnete und bei jeder Gelegenheit beleidigte.

Onkel Nisâr und Mutter waren ein Herz und eine Seele. Sie gingen abends zusammen aus, spazierten durch die ruhigen Straßen in der Gegend des Bagdad-Bahnhofs, aßen Eis und kehrten schweigend nach Hause zurück. Er ließ ihr die Freiheit, die Passanten anzustarren auf der verzweifelten Suche nach dem Mann, den sie nicht vergessen konnte. Nisâr spielte für sie melancholische Musik, während sie am Küchentisch saß, ein aufgeschlagenes Buch vor sich, in dem sie nie weiterblätterte, die Wange in die Hand geschmiegt wie eine Schauspielerin in ägyptischen Schnulzenfilmen der fünfziger Jahre.

Onkel Nisâr besaß Finger aus Seide, und seine Seele schwebte fern der irdischen Welten, deren Brutalität er unerträglich fand. Irgendwann einmal werde er auf dem Mond wohnen, erklärte er lachend seiner Schwester. Dann schlüpfte er neben ihr ins Bett und weinte still

vor sich hin. Warum, das erfuhr niemand. Er nahm sich klammheimlich Mutters Unterwäsche, zog sie sich vor dem Spiegel an und legte sie danach zurück. Sie ignorierte das und arrangierte ihre seidenen Dessous und Nachthemden neu, ohne jemandem ein Sterbenswörtchen über die besondere Leidenschaft ihres Bruders für Damenwäsche zu verraten. Die beiden unterhielten sich heimlich lange und freimütig über die Welten der Frauen. Onkel Nisâr beschrieb die Wirkung weicher Seide auf seinem Körper und fingerte seufzend an den löchri-gen Nylonstrümpfen seiner Schwester herum. Sie nahm ihn, bewegt und ängstlich, in den Arm, wohl begreifend, was für ein elendes, tristes Leben ihm mit seiner mangelnden Männlichkeit bevorstand. Sie flehte ihn an, ja nicht die Schwulen von Bab al-Faradsch in ihre finsternen Zimmer zu begleiten. Er nickte und half ihr weiterhin bei ihrer Suche nach einer Spur von Suhair.

Neun Monate nach ihrer ersten Begegnung sah sie ihn in der Straßenbahn nach Dschamilîja. Da rannte sie los, holte die Tram ein und lief neben ihr her, ohne sich um die Blicke der Fahrgäste zu kümmern, die neugierig den Mann betrachteten, der seine Hand nach den Fingern einer jungen Frau ausstreckte, die neben der Straßenbahn herrannte. An der nächsten Haltestelle stieg er aus und ging zu ihr. Mitten auf der Straße vor der Farûk-Schule standen sie sich gegenüber. Sie fürchtete, ihn nochmals zu verlieren. Ihr Körper bebte, ihr Herz schlug wild. Sie schaute ihn an, und da kehrte ihre Scheu zurück. Sie gingen in ein Café in der Nähe, saßen sich gegenüber, und sie antwortete nicht auf seine Frage, ob sie nach ihm gesucht habe. Er betrachtete sie lange, dann sagte er ihr mit Bedauern in der Stimme, er sei mit seiner Cousine in Anabîja verlobt, habe sich aber in meine Mutter verliebt und denke nun ständig an sie. Er zog ein Bild von ihr aus seinem Geldbeutel. Der Fotograf hatte es an

jenem Abend heimlich gegen eine beträchtliche Summe aufgenommen. Sie betrachtete ihr Foto eine Weile, ein Würgen im Hals, ihre Kehle wurde trocken. Sie schlug vor, an die frische Luft zu gehen. Gemeinsam schlenderten sie durch einen öffentlichen Park; auf einer versteckten Bank küsste er sie. Augenblicklich loderte in ihr ein unlösbares Feuer, und fast hätte sie ihm gebeichtet, dass sie überall nach ihm gesucht, dass sie an der Brust ihres Bruders geweint hatte. Sie stand stumm wie eine Mumie auf und ging rasch weg. Nur das sagte sie ihm noch: Sie sei jetzt Studentin am Lehrerseminar. So hatte sie ihm wenigstens einen Weg zu ihr gezeigt. Sie dachte an die Zeichen der Liebe, den flüchtigen Kuss, den Geruch, der ihr vertraut wurde, als sie ihm ohne Einwand in eine Wohnung folgte, die ihm ein Freund für ihre Stell-dicheins überlassen hatte. Vorsichtig knöpfte er ihr kurzes blaues Kleid auf, versank fasziniert in ihrer hellen Haut. Er trug sie ins Bett, nackt bis auf ihre Unterwäsche. Ihre Jungfräulichkeit wolle sie nicht verlieren, erklärte sie ihm. Er küsste sie ohne Eile, als hätte er alle Zeit der Welt. Er entblößte ihre Brüste und streichelte ihre Brustspitzen, die zu Kirschgröße angeschwollen waren, dann ihren Bauch und ihre Zehen. Als sie sich niederbeugte, um ihre Kleider aufzuheben, legte sich der Abendschatten auf ihr Gesicht und verlieh ihm eine unvergessliche Gewissheit. Er könne ohne sie nicht mehr leben, flüsterte er ihr zu.

Alles geschah völlig unaufgeregt. Nur Tante Ibtiḥâl, Mutters Schwester, die eine tiefe Neigung für den osmanischen Lebensstil hatte, war wütend, dass meine Mutter einen Bauerntölpel heiraten wollte, dessen Familie noch im selben Raum schlief wie ihr Vieh. Und auch Narimân konnte nicht glauben, dass ihre engste Freundin in einem verkommenen Bauernhaus leben wollte, in dem in den Ecken die Spinnweben hingen, und noch dazu

in Maidân Akbas, dicht an der türkischen Grenze, unter Kurden und kleinen Angestellten auf dem Abstellgleis. Onkel Abdalmunim dagegen, Mutters Bruder, war begeistert von der Idee, sie loszuwerden, besonders nach seinem Streit mit ihr wegen Onkel Nisâr. Dieser vermiss-te sie. Er schrieb ihr lange Briefe, als läge sie neben ihm im Bett, und erzählte ihr, wie er in den Läden von Asisîja nach Cremes gesucht habe, die seine Haut weicher machten, und wie ihm die Marken neuer Damenparfüms zusagten. Er sprach lang und breit über Schmerzen, die ihn nie verließen. Aber als er auf den Freund zu sprechen kam, der ihn im Winter zuvor in sein Bett eingeladen hatte, hielt er inne und strich das Geschriebene aus. Er fuhr mit seinen immerwährenden Klagen über die Demütigungen durch Bruder Abdalmunim fort. In aller Öffentlichkeit habe er ihn eine Schwuchtel genannt und behauptet, er besudle die Familienehre. Er habe ihrem Vater, meinem Großvater, vorgeschlagen, ihn entweder umzubringen oder ihn vor Gott und den Menschen zu verleugnen.

Onkel Nisâr schickte jedoch die geschriebenen Briefe nie ab. Er sammelte sie in einer Schachtel, und als Mutter ihn einmal besuchte, gab er ihr ein farbiges Bündel mit Umschlägen, das sie in ihre Tasche steckte. Nach und nach las sie die Briefe, wenn unser Vater zur Arbeit gegangen war. Sie las sie mehrmals und dachte über ihr Schicksal als Frau nach, die in einer weiten Steppe gelandet war, wo sie das Heulen der Hunde an ihre alten Träume erinnerte. Immer wieder versuchte sie, unseren Vater zu überreden, nach Aleppo zurückzukehren. Doch er erinnerte sie daran, dass sie seine einzige Bedingung akzeptiert hatte: mit ihm in Maidân Akbas in der Nähe seiner Familie zu leben. Sie verstummte und flüchtete sich zum Fenster, dann nahm sie ihre Näherei wieder auf. In wenigen Monaten sollte Suâd zur Welt kommen.

Mutter hätte ihre Kinder gern in einem sauberen Krankenhaus geboren, in einem Bett, dessen Leintücher nach Desinfektionsmittel rochen und wo Nonnen als Krankenschwestern auf Zehenspitzen umhergingen und auf Französisch flüsterten. Wenn sie am Saint-Louis-Krankenhaus vorbeiging, betrachtete sie den Park, der im Schatten hoher Pinien lag und mit unzähligen roten, weißen und violetten Rosen bepflanzt war, und bewunderte seine kunstvolle Steinfassade. Ihr schien das ein großartiger und beruhigender Ort, und sie beklagte das Schicksal, das sie in das desolatte Maidân Akbas und die abweisende Familie ihres Mannes geführt hatte, die in ihr die Ursache für die Spaltung der Familie sah, nachdem Suhair ihnen mitgeteilt hatte, er werde seine Cousine nicht heiraten. Er warf seinem älteren Bruder die Eheringe vor die Füße und kümmerte sich nicht um die Warnungen, mit seinem leichtsinnigen Schritt die Familie zu spalten. Den Preis für diese Auseinandersetzungen bezahlte Mutter, die eigentlich nichts damit zu tun hatte. Man nannte sie «die Fremde», und alle Familienmitglieder schnitten sie. Wir lernten unsere Onkel, die Brüder unseres Vaters, nie richtig kennen, und nachdem Vater nach Amerika verschwunden war, kümmerten sie sich überhaupt nicht mehr um uns.

Schon im zweiten Ehejahr ging Vater auf Distanz zu Mutter. Er hofierte sie nicht länger und folgte ihr nicht mehr auf Schritt und Tritt. Sie begann, sich einsam zu fühlen. Zurück aus der Schule, setzte sie sich vor der Haustür auf die Erde wie eine Bäuerin und betrachtete die Menschen, die Tiere und die Kinder, die nackt und barfuß in den öden Straßen herumrannten. Sie fragte sich, warum sie eigentlich an diesem Ort blieb, den sie verabscheute, und machte sich Gedanken darüber, dass ihre leichtsinnige Verliebtheit sie dazu verleitet hatte, zur Bedingung unseres Vaters ja zu sagen. Wenn sie zu

kurzen Besuchen zu ihrer Familie kam, spürte sie die hämischen Blicke Ibtihâls, die sie aufforderte, sofort ins Bad zu gehen – als hätte sie die Krätze. Sie machte sie auf ihre groben Hände und auf ihre Kleider aufmerksam, die sie rüde und herablassend als Bauern- und Landstreicherklamotten bezeichnete. Völlig angewidert äußerte sie sich über den Rotz ihrer Kinder. Mutter nahm Tante Ibtihâls Verachtung wortlos hin und versank in endlosen Gesprächen mit Onkel Nisâr.

Später verlor sie das Interesse an diesen Besuchen. Sie vermisste sie nicht mehr, und außer Onkel Nisâr bemerkte niemand ihr Fernbleiben. Sie fühlte sich unwohl. Onkel Nisâr teilte ihr in seinen Briefen mit, ihr Vater stehe noch immer jeden Morgen auf, ziehe seinen gestreiften Anzug an und gehe zum Bahnhof. Dort setze er sich auf den Bahnsteig und warte auf alte Freunde, die es längst nicht mehr gab. Er wies die Bahnarbeiter auf Verstöße gegen die Bestimmungen hin und erinnerte sie daran, dass an seiner Brust ein Orden prangte. Den Arbeitern missfielen diese Nörgeleien, und so war niemand traurig, als er zwischen die Räder eines Güterzugs geriet und dabei umkam.

[...]